



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. \* Nr. 26

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 G. m. b. H., Daresalam.

## Die Herrin auf Wief.

Von J. Dalen. (Schluß.)

Alles geht seinen Gang -- alles!" flüsterte der Gutsherr halbblau vor sich hin, während er sich mühsam aus dem bequemen Armstuhl erhebt. Die unnatürliche hohe Höhe lagert noch immer auf seinem Gesicht, schwankend schreitet er dem Schreibtisch zu. Schon streckt er die Hand aus nach dem davorstehenden Sessel, da spricht es wie laufende Räder vor ihm nieder, undeutlich, wie durch einen Nebelschleier sieht er die einzelnen Möbel sich bewegen, und schneller und schneller auf ihn zurollen.

"Gott!" -- In heiserem Schrei bricht das Wort sich Bahn, und schlagartig bricht er zusammen.

Er steht noch immer am Fenster ihres Boudoirs, den starren, entsetzten Blick in die vor ihr liegende Zimmerflucht gerichtet. Wie eine Täuschung ihrer erregten Sinne gewesen, jener heisere Schrei, der sie soeben in die Wirklichkeit zurückgerissen. Stunden vergehen, und sie lauscht noch immer, regungslos, dem Gelächter.

"Hättest du über ihn gewacht, hätten deine Gedanken gut gegolten -- ihm allein, er läge nicht vor dir, bleich, still und tot!"

"Justus -- sprich nur noch einmal!" -- hatte der Ton ihrer beschwörenden Stimme die fliehende Seele gerufen.

Ein Zucken überflog sein Gesicht -- er schlug die Augen auf. Ein heller, leuchtender Strahl brach ihr daraus entgegen -- aber kein Ton kam über die sich leise bewegenden Lippen. Mühsam hob er die Hand, die den Brief trumphast umfaßt hielt.

"Johann!" -- Leise, tief über ihn geneigt, hat sie den Namen ausgesprochen.

Wieder leuchtet sein Auge auf, der fessam gespannte Zug um seinen Mund weicht einem Lächeln, er atmet auf, röchelnd -- schwer.

"Justus!" -- Aber die wie im Schlummer gesenkten Lider heben sich nicht, und Eisfalte durchzuckt sie, da sie nun seine Hand ergreift.

"Tot!" Einem kurzen, grellen Schrei gleich ist das Wort verhaftet, während sie niedersinkt gleich einem ins Meer getroffenen Baum.

Wie gelähmt, wie starr im Bann einer schreckensvollen Ahnung.

Er hat die Schritte in dem Korridor, nun liegt die Tür ihres Zimmers auf, geöffnet in häßlicher Hast.

"Was ist?"

Tomas, fremd halt ihre Stimme der Jose entgegen, die ganz bleich und verstört auf der Schwelle steht.

"Der Herr Baron -- nur eine Nacht Frau Emma."

Zwanzigmal lang aber hütet Cessa noch vor der regungslosen Gestalt ihres Gatten, der durch seinen und Tomas' Gestalt auf dem Boden liegt. Sein Antlitz ist blaß wie das eines Toten, aber noch starrer, farblos ist das Frauenantlitz, das sich über ihn neigt. Verstandlos verhalten die in leiser Schluchzen wiederholten Worte des alten Dieners, der sich verzweifelt als Herrscher des plötzlichen Unfalls bekennet, verdrängt durch die die mächtige Stimme, die in ihr ruft:

Es hatte geschneit über Nacht. Die Erde hatte ihr Festtagskleid angelegt, auf Baum und Strauch, auf Weg und Steg lag



Ein niederländisches Heimtextilmuseum. (Mit Text.)

lockere, glühende Schneepacht. Über den Fluss, dessen blanke Wellen so übermühtig an der Wehfeldischen Spinnerei vorüber zu tanzen pflegten, spannte sich die erste dünne Eisedecke: nur da, wo das breite Wehr sich quer über den Fluss legte, stürzte das Wasser mit dem gewöhnlichen Geräusch in dunkle Tiefe, war erst weitab von eisigen Klammern zu werden -- Nicht weit von dieser Stelle, hort an dem abschüssigen Ufer, stand eine junge Dame. Dieselbe war in Trauerkleidung:

scharf wie eine Silhouette zeichnete sich ihre schlanke, vollendete Gestalt von den hellen Tönen der sie umgebenden Landschaft ab. -- Der scharfe Nordost, der hier freies Spiel trieb, hatte ihr die dunkle Mütze vom Kopf gezerrt und goldig schimmernde Haarwellen zum Vorschein gebracht. Reizend ist das Gesichtchen, das sie umrahmt, beinahe kinderhaft lieblich bis

auf die Augen. Die schauen seltsam und ernst in die glühende, schneeige Ferne — nach was?

Und nun zittert ein Ton durch die frostklare Luft, hell klingendes Schlittengeläute. Sie wendet sich plötzlich, um überhastig den breiteren Fahrtdamm zu erreichen — zu spät! Um die Biegung des Wegs faust ein Schimmelgespann pfeilschnell über die glatte Bahn.

„Sieh da, mein Jung, ist das nicht Fräulein Lisa?“ ruft die Insassin, eine alte, elegant geleidete Dame, dem Koffelenträger zu, der im selben Moment die feurigen Tiere zum Stehen bringt.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!“

Er wirft dem Kutscher die Zügel zu und schwingt sich gewandt von seinem erhöhten Sitz. Aus dem hochgeschlagenen Pelztragen hebt sich sein hübsches gerötetes Gesicht mit freudestrahlendem Ausdruck dem des Mädchens entgegen, das, durch einen Feldgraben getrennt, ihm lachend gegenüber steht. Zwar hat sie keine scharfe Fahrt hinter sich wie ihr Gegenüber, dennoch glühen ihre Wangen, und statt des träumerisch sinnenden Ernstes blickt ein helles Leuchten aus den blauen Augen.

„Nein... so geht es nicht!“ unterbricht er ihr vergebliches Bemühen, eine geeignete Stelle zum Übersetzen ausfindig zu machen. „Der Schnee liegt zu hoch, warten Sie, ich hole Sie herüber.“

Und schon stand er neben ihr, hochatmend, und stäubt den Schnee von sich ab, der bei dem mächtigen Satz ihm angeflogen.

„Lassen Sie sich getroßt herübertragen, Kleine, Sie sind doch sonst nicht so zimperlich!“ lachte die Kommerzienrätin und rüdte die pelzverbrämte Decke zur Seite.

Nein, zimperlich war sie nicht, aber wie ein Schwindel kam es über sie, als sie sich eine Feder emporgehoben fühlte, gemeinsam mit einem Gefühl des Geborgenseins, als nun ein starker Arm sie stützend und hebelnd umfaßte. Langsamer als er gekommen, wanderte der junge Fabrikherr durch den lodernen Schnee zurück an den Schlitten.

„Sie sind müde oder der schweren Last, Herr Mehfeld, bitte, das Stüchchen kann ich gehen.“ Und Lisa machte einen mißlungenen Versuch, den Boden zu gewinnen.

„Müde?“ wiederholte er ganz leise, und sein Blick tauchte tief in das reizende, errötete Gesicht über ihm.

„Wo kommen Sie her, Fräulein Lisa?“ fragte einen Atemzug später die Kommerzienrätin, dem jungen Mädchen beide Hände entgegenreichend.

„Von Anne Lene, ich trug ihr den Weihnachten herüber.“

„Deute schon?“

„Ja, ich wollte ihn selbst bringen, ich reise übermorgen heim.“

„Nicht möglich! Haben Sie Heimweh nach dem elterlichen Christbaum, meine Kleine?“ setzte die alte Dame leiser hinzu.

„Heimweh!“ wiederholte das junge Mädchen, indem ein rätselhafter Ausdruck seine Augen verdunkelte. Ich soll heimkommen... da Cessa so allein...“ Sie brach plötzlich ab und bog sich nieder auf die kleine Hand, die die ihre zärtlich umfaßt hielt.

„Darf ich morgen kommen, Frau Kommerzienrat?“

„Wir wollen den Tag so schön wie möglich machen, mein Herz. Aber Frau Lottchen wird ängstlich auf Sie warten; ich brächte Sie gern im Schlitten hinüber, wäre der Weg nicht so schlecht, jedoch allein dürfen Sie nicht gehen.“

„Wenn Sie gestatten, gnädiges Fräulein,“ fiel der junge Mann hastig ein, „begleite ich Sie nach der Pfarrei...“

„Dich, Mama, wird Georg sicher heimfahren“, wandte er sich an die alte Dame, die eigentümlich lächelnd zurückwinkte, als sich der Schlitten in Bewegung setzte.

So schnell es der abschüssig glatte Pfad erlaubte, suchte Lisa vorwärts zu kommen, ohne auch nur einmal den Blick zu heben.

Winterdämmerung lag über den verschneiten Feldern, still und klar war die Luft, und eigentümlich gepreßt klang die Frage durch die Stille ringsum: „Aber zum Frühjahr kommen Sie wieder, mein gnädiges Fräulein, nicht wahr?“

„Zum Frühjahr?“ Ein Schatten glitt über ihr Gesicht. „Habe ich Ihnen nicht davon erzählt, daß ich da nach E. auf das Lehrerinneuseminar komme?“

„Sie...! Sie eine Lehrerin?“

Er lachte leise auf. „Das werden Sie niemals, Fräulein Lisa.“

Sie zuckte leicht zusammen bei der Nennung ihres Namens, aber etwas wie Trost und Groll stieg zugleich in ihr auf.

„Warum sollte ich nicht erreichen, was Tausende erreichen?“

Nun erst erhob sie den Blick, um ihn erbebend wieder zu senken. Er war stehen geblieben. „Darf ich es sagen, Lisa?“

Sie entgegnete nichts, aber ein Schauer übersog ihre Gestalt, als es nun leise zu ihr hinüberklang: „Meine Braut, Lisa, der Stern meines Seins! Willst du?“

Sie sprach noch immer nicht, nur die Augen, die tiefen, strahlenden, hob sie zu ihm auf. Hatten sie ihm Antwort gegeben?

„Lisa?“ Sie lag an seiner Brust, und er küßte ihr Haar, ihre Wangen, ihre Lippen wieder und wieder.

Aus dem Hausflur der alten Pfarrei schimmerte schwacher Lichtschein hinaus in den stillen, verschneiten Garten, von eben ein junges, glückliches Menschenpaar betreten.

„Lotte!“

Die junge Frau, die in der Tiefe des Korridors vor dem Linienschrank kniete, setzte ihre eifrige Arbeit, das Linnen zu zählen, ruhig fort. „Du kommst spät, Liebbling!“ meinte sie nur.

„Aber nicht ohne Grund; schau dich doch nur einmal um, Lotte!“

Die junge Frau kam dem jubelnd gegebenen Befehl nach, ohne einen Laut, ohne ein sichtliches Zeichen der Überraschung.

„Lotts Weib in kniender Stellung!“ lachte der große blonde Mann, während das Mädchen an seiner Seite sich stürmisch kostete. „Nimm man so glücklich sein — ach Lotte!“ Und Lisa schlang die Arme um den Hals der Schwester, weinend und lachend.

Der kurze Dezembertag naht seinem Ende. Vor dem Giebelfenster ihres einstigen Mädchenstübchens steht Cessa, den Schneeflocken nachschauend, die an den blanken Scheiben vorüber wirbeln in stetem, lautlosem Wechsel.

Was sie ersehnt, oft unklar, dann in glühendem Verlangen, in Wahrheit geworden — sie ist dabei. Und es ist alles um sie her wie einst, von den alten, verblichenern Möbeln bis auf den grünen Kachelofen, in dem das Feuer knistert und glüht, gerade so wie damals, wo sie bei dem flackernden Schein seltsame Träume gewohnen, Träume von einem ungekauften, großen, unsagbaren Glück.

Und heute? — Sie schauert zusammen in den schwarzen, schwarzen Stoffen, die sie umhüllen. Wird sie einmal mit ihnen abstreifen dürfen, was hinter ihr liegt, gleich einem schwarzen, farbenbunten Traum? Wird sie einmal wieder so hoffend, so gläubig das alte Jahr im Weihnachtsglanz zu Ende gehen sehen, so wie einst, ehe das Glück gekommen und sie herausgerissen aus dem stillen Leben des elterlichen Hauses, um sie auf schimmernden Flügeln hinauszutragen in die Welt voll Freude, voll Glanz und — voll Qual? Sie ermüdet lehnt sie die Stirn gegen die kühlen Scheiben, während hinter ihr leise, vorichtig die Tür geöffnet wird.

„Bist du's, Mama?“ fragte sie halb laut, ohne den Blick zu heben.

Aber keine Antwort folgt, nur zwei weiche Arme legen sich kosend um ihren Nacken.

Und sie wendet sich um, hastig, wie erschreckt.

„Du — — Lisa?“ — —

„Ja, ich! — — Weißt du, Cessa — ich mußte so oft an dich denken in al' meinem Glück — wie du so allein, und da bin ich heute früh noch abgereist, Hals über Kopf...“

„Mein Liebbling... und das um mich?“ In leidenschaftlicher Zärtlichkeit zieht die junge Frau den blonden Mädchentopf an ihre Brust.

„Morgen — kommt er — Cessa, ein herrliches Weihnachtsfest!“

„Du bist glücklich, ja, Lisa?“ In bangem Forschen neigt sich die Fragende über das hold errötete Gesicht, das so strahlend zu ihr aufschaut.

„Glücklich? — Ja, ich bin es, Cessa! Unsagbar — über alle Maßen, und darum bin ich gekommen, um dir zu geben von meinem Reichtum, von meinem Glück. Du nimmst mir den ersten Kuß von den Lippen, die er geküßt! — — Kennst du den alten Glauben, den ein Zigeuner daran knüpft?“

„Nein, mein Herz!“ Ein schwermütiges Lächeln teilt die Lippen der jungen Frau.

„So will ich es dir sagen!“ Und zärtlich sich an die Schwester schmiegend, fährt Lisa halb laut fort: „Trißst ein Menschenkind, dessen Herz voller Trauer, voll Nacht, ein anderes, das des Glückes reinster, hellster Glanz umstrahlt, so flüchten die Schatten des Gramms, der Verzweiflung aus seiner Seele, und die Hoffnung mit ihrem sanften Licht hält ihren Einzug. — Küßt es aber die Lippen, die die Liebe geweiht, dann kommt über es eine neue Kraft, ein neues Leben, heller, besser, als es daselbe je gekannt.“

„Wie süß du zu plaudern verstehst, meine Kleine. — Hat dem Schatz dir dies holde Märchen anvertraut?“ fragte Cessa lächelnd und zog den Arm des Mädchens in den ihren.

Ein träumerisch weicher Zug gleitet über Lissas Gesicht.

„Das Märchen, Cessa, wie du es nennst, stammt aus der ungarischen Steppe, und der es mir erzählte, hieß — Weradoff Sohnel.“

Eine Pause ist Lissas Worten gefolgt. Es ist dunkel geworden in dem kleinen Raum, und eigentümlich farblos hebt sich das Gesicht der jungen Frau aus dem fahlen Dämmern. Ein seltsamer Ausdruck belebt die schönen Züge, wie ein Lauschen, wie ein heißes, dringendes Fragen. Lissas Auge haftet auf ihnen wie gebannt für die Dauer einer Sekunde.

„Ich glaube, Mama ruft nach mir!“ meint sie dann plötzlich, um hastig und leise das Zimmer zu verlassen.

18.

Es ist um die Mittagsstunde eines herrlichen Oktobertages. Wolkenlos lacht der Himmel über Dresden, in beinahe sommer-

schon Blut lagert der Sonnenschein auf den Sandsteinfliesen der verfallenen Terrasse, die ein alter Herr, von einer Dame unter-  
 räumt langsam herabsteigt. Haltung und Allüren, sowie der  
 markiglich gestrichene Bart kennzeichnen den alten Militär, und  
 mancher Blick folgt der hohen, kräftigen Gestalt des alten Reden,  
 um bewundernd an der schlanken der ihn begleitenden Dame  
 halten zu bleiben. — Sie ist dunkel und elegant gekleidet von der  
 Spitze des schmalen Fußes bis zu dem dunkelblauen, schmucklosen  
 Herrentut, der mit der Farbe ihres Kostüms übereinstimmt. Wie  
 sie nebeneinander dahinschreiten, erkennt man sie zweifellos  
 als Vater und Tochter, trotzdem das Auge des Alten leuchtend blau  
 in die Weite schaut, während das ihre von tiefdunkler Farbe ist.  
 Ihr Profil ist von klassischer Schönheit und eigentümlich anziehend  
 in jeder beinahe statuenhaften Regungslosigkeit.

„Hörst du müde, Cessa?“  
 „Eben Beschriebene hemmt ihren Schritt, ein Lächeln  
 mahnt um ihren Mund.“  
 „Soll das heißen, daß du Sehnsucht nach unserem Hotel ver-  
 spürst, Papa?“

„Sie immer den Nagel auf den Kopf getroffen, mein liebes  
 Kind. Das fortwährende Sehen greift doch an, trotzdem ein jo  
 lieber Hofmarschall mir zur Seite geht.“

„Der alte Herr legt dabei den Kopf zur Seite und schaut lächelnd  
 in die schöne Gesicht ihm gegenüber.“

„Das macht, du bist das Reisen nicht gewöhnt. Wie nun,  
 wenn ich dir drüben im Bellevue ein bequemes Plätzchen suchte  
 und dich die Zeitung als Gesellschafterin. Einverstanden, Papa?“

„Eine herrliche Aussicht, besonders wenn eine Flasche Sherry,  
 wie die geistige, sie durchleuchtet, und man sich dabei um eine  
 gewisse schöne Frau nicht halbtot zu ängstigen braucht.“

„Gut seine Rote überzieht Cessas Stirn und Wangen.“

„Zu unbefragt, Papa, in einer halben Stunde bin ich zurück.“

„Ich weiß aber wissen, ob das Bild künstlich ist.“

„Zu verständlich mußt du das wissen, und ganz selbstver-  
 ständlich wirst du es kaufen, jeden Pinselstrich um einen Goldsuchs,  
 wenn wärest du eine reiche Frau.“

„Und wenn es mein ganzes Vermögen kosten, wenn ich bettel-  
 arm darum werden sollte, ich würde es kaufen.“

„Du atmest tief auf. Die fieberische Rote liegt noch schwer auf  
 ihren Wangen, wie in ihren Augen der seltsame heiße Glanz.  
 Was in dem Turm der Schlosskirche schlägt es ein. Vor ihnen liegt  
 denn beleuchtet das weltberühmte Hotel mit seiner köstlichen Aus-  
 sichten auf den Strom, das nördliche Florenz.“

„Ich finde mich schon allein, Cessa; du mußt eilen, wenn du  
 die Diale d'hoie nicht verpassen willst.“

„Ich werde rechtzeitig zurück sein. Auf Wiedersehen, Papa.“

Der Zurückbleibende greift lächelnd an den breitkrempigen Hut,  
 und es ist ein zärtlich-stolzer Blick, den er der Davoneilenden schenkt.  
 Aber dann wird dieser Blick ernst, und das Lächeln macht einem  
 unheimlichen Ausdruck Platz.

„Verteufe einer die Weiber. Wenn ich nur wüßte, was sie  
 an dem verfluchten Schneehaufen hat; sie ist doch sonst so geschick,  
 wie Cessa.“ Und kopfschüttelnd betritt der Major das mächtige, mit  
 Franzosen verstellte Festibül.

Still und verödet liegen die Räume der Gemäldeausstellung,  
 die Cessa eine Viertelstunde später betritt. Gestern hat eine  
 wundervolle, gepulste Menge sie gleichsam mit fortgerissen von  
 Zaol zu Saal, und sie hat sich fortweihen lassen, willenlos, gleich-  
 gültig, bis es sie plötzlich durchbebt ins innerste Herz hinein und  
 eine fremde, zwingende Macht sie zum Stillstehen gezwungen,  
 ihren Blick an ein Bild bannend, das da aus breitem Bronze-  
 rahmen ihr entgegenleuchtet.

Schnee, totes, weißes Eimerlei, mondunlichtetes Heidelberg,  
 in der Ferne grau umspinnen; die Umrisse eines Wartturms,  
 durch dessen nördliches Fenster sanftes, rötliches Licht seinen  
 Schimmer wirft, im Vordergrund die schwärzlich kahlen Äste eines  
 Baumes, auf dessen höchster Spitze ein Nabe Raß gesucht hat.  
 Sie hat Urteile laut werden gehört, Worte der Begeisterung oder  
 die einer weniger günstigen Kritik, und in ihr ist es aufgestutet  
 wie Schmerz und Groll. Mit ausgebreiteten Armen hätte sie  
 vorsetzen mögen, das Abbild eines Werkes zu schütten vor all  
 diesen Blicken, den Bemerkungen des Lobes oder Tadels Einhalt  
 zu tun mit eigenen Worten: „Narren, die ihr urteilt nach Licht  
 und Schatten, nach eurem eigenen blöden Augenmaß. Was  
 ist ihr davon, ob dies alles der schöpferische Genius auf die Fein-  
 mund gezaubert oder Wirklichkeit diesem Bild den Stempel der  
 Schwerkraft aufgedrückt hat.“

„Das hätte sie sagen mögen, gestern, wo die plaudernde, fremde  
 Menge sie umstanden. Heute ist sie allein. Über ihr glüht die  
 gelbliche Kugel, mit weißblauem, blendendem Licht „Tann-  
 kühnens Wintereabend“ überziehend. Sie wäre versucht zu  
 glauben, das Original vor sich zu sehen, so täuschend ist hier der

Farbenton, die Anlage jener Skizze wiedergegeben, die ihr so  
 wohlbekannt ist und die nun noch einmal vor ihr erleuchtet, nur  
 größer, sorgfältiger ausgeführt.

Und Welt, Zeit und Ort um sie her versinken, vergehen vor  
 ihrem geistigen Auge, jenem Abend gleich, wo sie ebenso welt-  
 vergessen jener Sprache gelauscht, die jeder dieser Pinselstriche  
 ihr kündete. Damals hatte ihr Herz die Antwort verweigert —  
 verweigern müssen — und heute? — Ein fester Schritt klingt  
 von dem Parkett des Nebenjaales her; es war einer der Tür-  
 steher, der hastig sich näherte.

„Gnädige Frau wünschen das Bild zu kaufen? Ich habe Herrn  
 Tambrüggen davon benachrichtigt, er wird gleich zur Stelle sein.“

„Ich danke Ihnen; an dieser Skizze ist mir allerdings gelegen.“

„Original, gnädige Frau — ein Tambrüggen und kopieren...“  
 und schmunzelnd das Trinkgeld der freigebigen Spenderin be-  
 trachtend, kehrt der Bedienstete an seinen Platz zurück.

„Es ist Kopie!“ entschließt es halblaut den Lippen der jungen  
 Frau. Sie wendet sich dem Bilde wieder zu.

„Es ist Original!“ Einem Echo gleich fliegen die Worte ihr zu.  
 „Johnel!“

Sie starrt hinüber nach der Tür zu dem Mann, der dort steht,  
 hoch aufgerichtet, den stolzen, freien Blick auf sie geheftet.

„Ja, Johnel, der Heimatlose, der sich einst selbst aus Ihrer  
 Nähe verbannt — oder Tambrüggen, der Vielbesprochene, der  
 Liebbling Fortunas — er steht vor Ihnen. Ich bin reich, unab-  
 hängig, beneidet, und wissen Sie, was mich emporkerissen hat zu  
 Glanz, Ansehen und Macht? — Der Araber würde sagen, durch  
 einen Talisman, der kraft seines Zaubers mir das Glück untertan  
 gemacht — seit jener Stunde, da ich dieses fand.“

„Geben Sie!“ Wie außer sich streckte sie beide Hände aus  
 nach dem kleinen, dänischen Handschuh, den er soeben seiner Brief-  
 tasche entnommen.

„Wissen Sie, wann und wie ich in den Besitz gelangt?“

„Als ich zum erstenmal nach Fieberqual und Schmerzener-  
 tagen mein Zimmer zu Blausfelden wieder betreten durfte. Hell  
 lachte die Morgenröthe mir entgegen, und das erste, was der  
 goldene Strahl mir zeigte, war...“

„Geben Sie!“ wiederholte sie noch einmal.

„War dieser Handschuh, die Verwirklichung dessen, was ich  
 im Fiebertraum erlebt zu haben glaubte —, darf ich mir heute den  
 Fündertlohn erbitten?“

Sie erbebt unter dem heißen, leidenschaftlichen Strahl, der  
 aus seinen Augen sie traf, aber sie senkte den Blick nicht.

„Sie dürfen es!“ entgegnete sie langsam.

„Und Sie — Sie werden ihn gewähren — unter jeder Be-  
 dingung?“ fragte er leise, schwer atmend.

Sie neigte das Haupt, ein Zittern überflog ihre schlauke Gestalt.

„Unter jeder Bedingung!“

„Cessa!“ Er hatte ihre Hände ergriffen und das heiße Antlitz  
 darüber geneigt. „Ich kann es nicht fassen — mein Glück, nicht  
 glauben, daß du mein — mein eigen.“

Sie antwortete nicht, aber sie neigte sich plötzlich über ihn und  
 küßte seinen Mund.

„Glaubst du es nun, Weradoß?“ Und seine Augen, die leuch-  
 tenden blauen, sie gaben ihr Antwort.

### Amnis, die kleine Hottentottin.

Einem Farmer nachgezählt von Clara Scholt.

(Schluß.)

Amnes Nachmittags kam Daisy in weißem Kleide, mit Blumen  
 geschmückt. Reizend sah sie aus. Ihr reiches, blondes Haar  
 schimmerte in der Sonne wie Gold, ihre lachenden Augen, der  
 kleine rosige Mund, jedes einzelne schien entzückend an ihr. Ich  
 war verliebt und noch heute wollte ich sie fragen, ob sie meine  
 Frau werden wollte. Aber noch immer fehlte der geeignete Mo-  
 ment. Daisy war heute so voll Übermut, hatte nichts als tolle  
 Streiche im Kopf und ließ mich gar nicht zu Worte kommen.

Ihr Lachen scholl durch das ganze Haus, drang zu Amnis  
 — und — urplötzlich öffnete sich die Tür, und mit fließenden  
 Zähnen, mit dem Ausdruck eines Tieres in dem schwarzen Gesicht,  
 stürzte meine bisher so sanfte Dienerin auf die erschrockene Daisy  
 zu, schlug sie ins Gesicht und biß ihre Zähne in den weichen,  
 weichen Arm des jungen Mädchens, daß es vor Schmerz laut aufschrie.

Zu Amnis war ich neben ihr, befreite sie von ihrer Weingein,  
 packte diese und warf sie buchstäblich zur Tür hinaus. Gleich war  
 ich wieder bei meiner schönen Daisy, beruhigte sie und küßte  
 den wundnen Arm mit kaltem Wasser.

Zum Glück erholte sie sich schnell von ihrem Schrecken und  
 scherzte munter darauf los.

„Wissen Sie, Mister Walter, daß Ihre schwarze Dame Sie  
 liebt?“ wollte sie.

„Mich — liebt? —“ Ich lachte. „Freilich, der Angriff auf meine arme Person geschah nur aus Eifersucht.“

„Aber, Miß Daisy,“ verwies ich, „wie kommen Sie darauf?“ Ich war ganz bestürzt. Der Gedanke, daß Minus etwas anderes in mir sehen könnte, als ihren Dienstherrn, war mir nie gekommen.

„Ja, ja, Sie können sich darauf verlassen! — Aber nun möchte ich heim, der Schreck hat mich doch etwas matt gemacht.“

Ich ließ mein Pferd fassen und begleitete meine kleine Freundin nach Hause. In Entschuldigungen und Bedauern, daß sie unter meinem Dache beleidigt worden war, ließ ich es nicht fehlen. Ich versprach, Minus sogleich zu entlassen, damit der hübschen Daisy keinerlei Gefahr mehr drohe.

Auf dem Heimritt fiel mir dies freilich schwer auf die Seele. Und ganz plötzlich kam mir der Gedanke, ob Daisy wohl imstande sein würde, meinen Haushalt so gut zu führen, wie die schwarze Dienerin. Und je näher ich meiner Farm kam, je schwerer fiel mir der Entschluß, die treue Dienerin aus dem Hause zu jagen. Minus, die mir hierher gefolgt war, die mir alle Wünsche von den Augen abfiel. Schließlich ist Eifersucht ein Gefühl, das Liebe verrät. Das Natankind vermochte sich eben nicht so zu beherrschen, wie wir es gewöhnt sind — kurz, viele Momente sprachen für Minus. Trotzdem machte ich eine jästere Miene, als ich ins Haus trat und wollte sogleich meinen arm wieder aufsteigenden Horn an Minus auslassen.

Aber weder im Hause noch im Gärtchen war sie zu sehen. Endlich fand ich sie zusammengetauert im Stall.

„Komm heraus!“ herrschte ich sie an.

Wie ein verschüchterter Hund schlich sie sich zu mir heran und bevor ich noch etwas sagen konnte, stürzte sie sich mir zu Füßen, „Schlag mich, Herr, aber schicke mich nicht fort!“ flehte sie. und weinte herzbrechend. „Schicke mich nicht fort, ich hab' dich ja so lieb, so lieb“, schluchzte sie in einem fort.

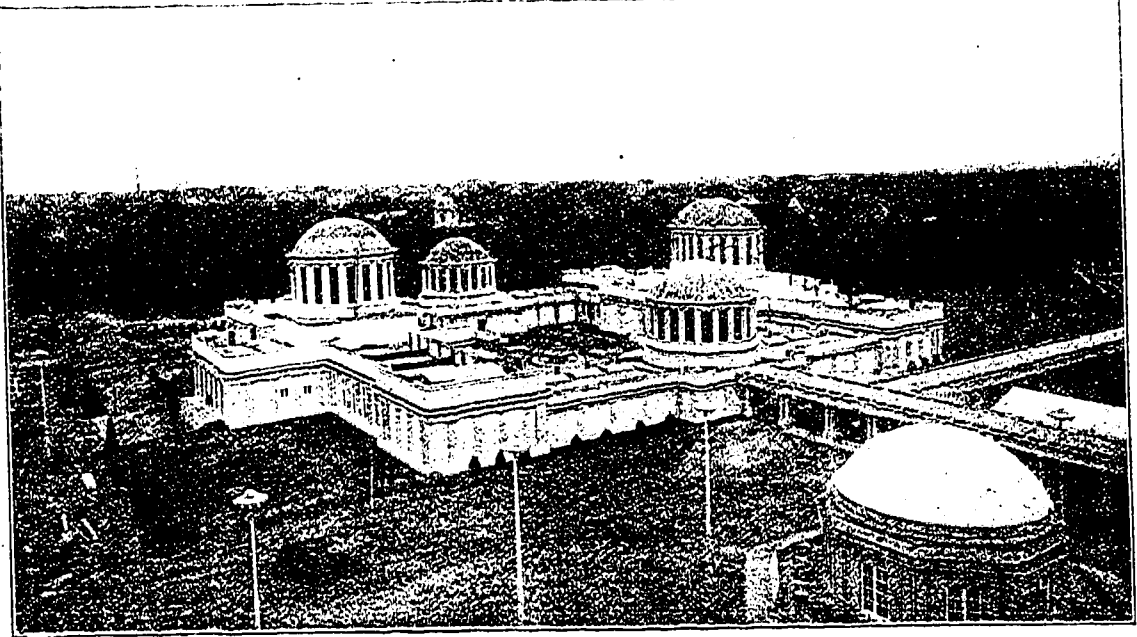
Nun, ich hatte hiernach wirklich nicht das Herz, sie fortzuschicken, und eine Woche später sah ich keine Schicksalsfügung darin.

Ich war zu Schmidts hinübergeritten, um mich nach Daisys Befinden zu erkundigen. Sie schien verstimmt, daß mein erwarteter Heiratsantrag nicht erfolgte. Ein unbestimmtes Gefühl, ein unerklärliches Unruhe ließ mich noch überlegen. Miß Schmidts tadelte mich, daß ich Minus nicht fortgeschickt hatte.

„Den schwarzen Bestien gebührt die Peitsche. Sie sind zu milde, zu kurze Zeit im Lande, um sie ganz zu kennen. Glauben Sie mir, sie hassen uns alleamt, und wehe, wenn sie uns nicht zu fürchten hätten.“



Der kleine Wanderer. (Mit Text.)



Die historischen Gebäude der Breslauer Jahrtausendausstellung. (Mit Text.)

wartete auf Minus, die wieder hinausgegangen war.

In ein Tuch gewickelt trat sie jetzt ein. „Die Aufständigen sind schon hinter dem Hause,“ flüsterte sie, „wir müssen hier durch das Fenster.“

„Du? — Dir werden sie ja nichts tun, bleibe.“

Sie ließ mich nicht ansprechen. „Keineswegs bleibe ich hier. Wo du bleibst, da bleibe auch ich. Ich will ohne dich nicht leben. Komm schnell, ich führe dich.“ — So flohen wir in dunkler, eiskalter Nacht durch Schluchten und steile Wege. Und wohin wir kamen, sahen wir Aufständige in Scharen, vor denen wir uns zu verbergen hatten. Erschöpft fanden wir endlich einen Unterschlupf in einer Hottentottenhütte.

Nur Weiber und Kinder waren darin, die Männer waren ausgezogen.

Minus bestellte Nässe für uns, ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen.

Man sah uns auch essen und nachdem wir uns etwas erholt, überlegte ich, wie es möglich sein könnte, auf unier Schutzgebiet zu gelangen.

Stetmanshop konnte doch nicht mehr allzufern sein. „Weißt du was,“ meinte Minus, „es wird am besten sein, du läßt mich erst spionieren, wie weit der Aufstand gediehen und welche Wege für uns frei sind. Du kannst unbesorgt hier bleiben.“

„Mag sein“, stimmte ich zu. „Aber gerade dieses Mädchen ist tren wie Gold. Sie dient mir ja schon jahrelang.“

Daisy und ihre blonde Schwester lächelten ironisch, und dies Lächeln tat mir in der Seele weh, entfernte mein Herz von Daisy und zeigte mir, wie lieb und wert mir Minus war.

Ein paar Wochen nach meinem Besuch auf der benachbarten Farm war es, als ich in der Nacht durch ein Klopfen an meiner Tür aus dem Schlafe geweckt wurde.

„Was gibt's?“ rief ich und griff nach meinem Revolver.

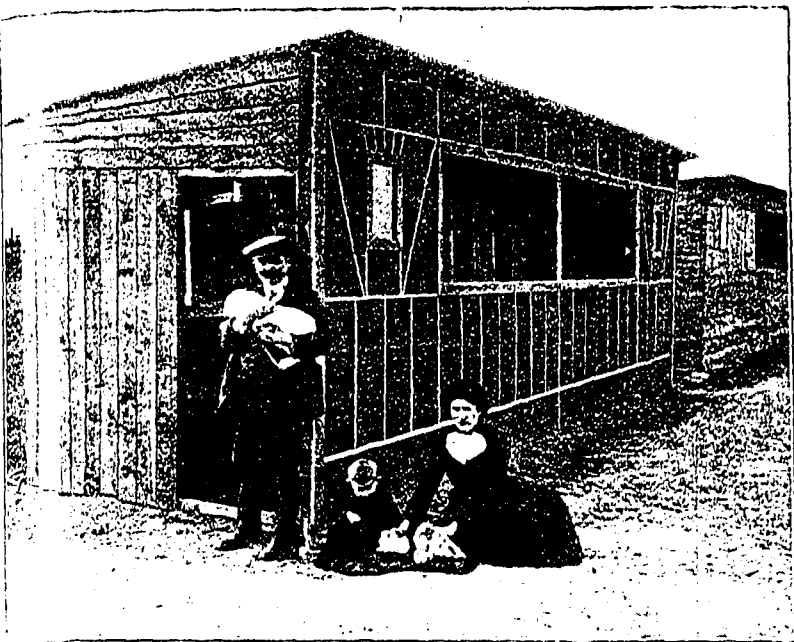
„Mach auf, Herr, schnell, mach auf“, flüsterte Minus.

Eiligst warf ich mich in meine Kleider und öffnete. Zitternd stand das schwarze Mädchen vor mir und hastig sprach sie auf mich ein:

„Du mußt fliehen, Herr, sogleich. Manasses Leute sind spät in der Nacht gekommen, sie tanzen den Kriegstanz. Alle Europäer sollen umgebracht werden. Manasse und Wambo rüsten gemeinsam. Eben hörte ich, daß Haat, dein ältester Sohn, dich ermorden soll. — Komm, schnell zieh' dich weiter an, du darfst nicht zögern, die Gefahr ist groß. Die Weiber haben alle deine Gewehre genommen.“

Starrs Entsetzen erfaßte mich.

Als einziger Weiser hier unter einer Hottentottenbande war ich natürlich verloren. Ein Aufkämpfen war ganz zwecklos gewesen. So raffte ich flugs das Allernötigste zusammen, steckte meinen Revolver zu mir und



Zur Eröffnung der städtischen Mannschaften in Berlin-Schöneberg. (Mit Text.) Ein Hädter mit seiner Familie vor dem ihm von der Stadtverwaltung ankommen mit einer eingezäunten Parzelle loslassen überlassenen Mannschaften.

Ich habe den Weibern gesagt, daß du mein Liebster seiest, sie werden dir nichts anhaben. Laß mich also ziehen." Sie ging; vor der Hütte stand eine alte Hererosfrau. "Wenn meinem Herrn etwas passiert," hörte ich Aninus zu dieser sagen, "brenne ich deine Hütte ab." — Dann war sie verschwunden.

Lange Tage folgten. Von Aninus keine Spur.



Gustav Eduard Stehle, Landwirtsch. in St. Gallen. (Mit Text.) Photographie von Stehle.

Schon glaubte ich, sie sei selbst um ihr Leben gekommen und war der Verzweiflung nahe. Nun war ich verloren, morgen sollte, wie Voten der Weibern meldeten, ein Trupp Bondelzwarts, Hereros und Hottentotten hier durchkommen. Einen Ausweg für mich gab es nicht mehr. Besser ist es, dachte ich mir, du erschießest dich selbst, statt dich den schwarzen Bestien auszuliefern. Aus den Gesprächen der Weiber wußte ich, daß man bereits ganze Scharen meiner Landsleute hinmordet und ihr Hab und Gut an sich genommen hatte. Und wie hatte man die armen Gefangenen zugerichtet! Mich brauchte man nicht erst einzufangen, ich war bereits in Feindesland. — Aber der Mensch hängt am Leben und ich gedachte meiner Lieben in der Heimat, die ich so herzensgern wiedersehen wollte, und meiner Landsleute, denen ich kämpfen helfen mußte. Mein Herz war schwer, ermattet lag ich auf den alten Fellen in der heißen, dumpfigen Hütte. — Draußen lagerten die Weiber am Feuer, sie schnatterten in ihren harten Lauten durcheinander. Kreischen und monotone Gesänge der Kinder dröngten zu mir hinein. Und dann hörte ich — und mein Herzschlag setzte aus — das Gejohle der anziehenden Krieger. Plötzlich raschelte es hinter mir. — Ich griff zu meinem Revolver — aber



Franz Dersch, Deutschlands jüngerer Dramatiker. (Mit Text.)

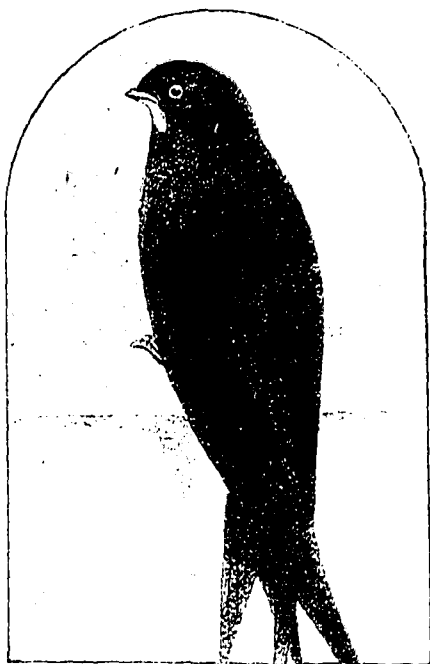
setzt wird unser Weg führen. Wir gehen zur Klust, schicken die Dschentreiber nieder und nehmen ihren Wagen. So kommst du zu deinen Landsleuten."

uns hernieder. Dem Verdürsten waren wir nahe. Meine Kehle war wie ausgetrocknet, die Zunge klebte am Gaumen. Ich konnte keinen Laut hervorbringen. — Aninus lag wie leblos im Grase. Da plötzlich schredten wir auf. Entsetzt blickten mich Aninus' Augen an. Mit ihrer braunen Hand zeigte sie nach der Richtung, aus

schon hielten mich liebende Arme umschlungen, Aninus war zurückgekehrt. "Still, ganz still," flüsterte sie, "die Männer sind da, ich kam mit ihnen. Sie glauben, ich halte zu ihnen, weiß ich mich angeschlossen, um dich retten zu können. Ein Ochsenwagen steht in der Schlucht versteckt und Gewehre in Massen. Die weißen Soldaten sind ihnen auf den Fersen..."

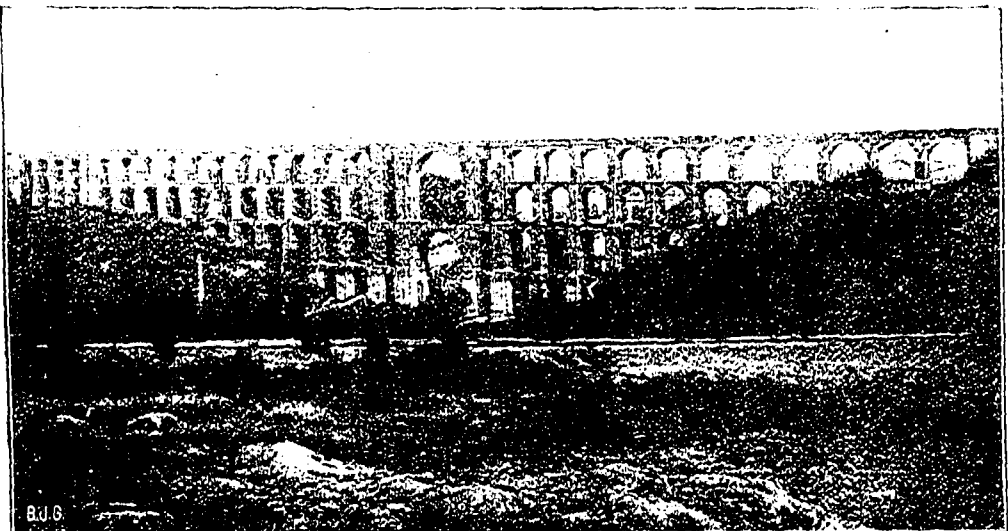
Was sie weiter sagte, hörte ich nicht. — Meine Landsleute waren nahe — nur eine Spanne und ich war gerettet! Ein Gefühl belebte mich, das ganz unbeschreiblich war. —

"Ich habe den Aufständigen gesagt, ich führe dich an die Wasserquelle, dort lieferst du dich aus. Aber ganz entgegenge-



Mauersegler. (Mit Text.)

Rum schleichen wir Hand in Hand aus der Hütte durch das Dunkel der Nacht fort und fort. Mit einem Male machte Aninus halt. "D weh!" sagte sie, "man hat mich betrogen, wir können nicht weiter! Und zurück erst gar nicht, auf der ganzen Linie werden sie schon versteckt sein, die Hereros, Bondelzwarts und meine Leute. Einer Kompagnie, die im Anzuge ist, wird aufgelauert. Komm, wir müssen ein Versteck dicht unter den Felsen suchen, sonst trifft uns womöglich noch ein Schuß irgendwoher." Ein Versteck war bald gefunden, hier verbrochen wir die Nacht. — Der Morgen dämmerte, die Sonne kam hervor und brannte, brannte unbarmherzig auf



Göthystal-Brücke im sächs. Voigtland, das großartigste Brückenbauwerk Sachsens. (Mit Text.)

welcher Schiffe hörbar wurden. — Näher und näher kam das Getöse der Gewehre, das Gebrüll der Kanonen.

Ich sprang empor!

Verflochten war jede Müdigkeit bei mir, verflochten die hoffnungslose Starrheit, die mich umfangen gehalten. Die Hilfe wachte, hier kamen meines Kaisers Soldaten, unser deutsches Blut!

„Du mein Helkenmädchen,“ rief ich und schloß Aninus in meine Arme, „jetzt rette ich dich, jetzt zahle ich dir heim, was du an mir getan hast. In meine Heimat nehme ich dich mit, mein Weib sollst du werden. Ewig werde ich dir danken für deine Liebe.“

Sie küßte meine Hände.

Nun mußte ich handeln, meinen Landsleuten ein Zeichen geben. Ich riß einen Strauch aus der Erde, nahm einen weißen Stein — woraus dieser bestand, will ich gar nicht sagen —, setzte auf einen hohen Felsen und pflanzte dort meine „Fahne“ auf. Näher und näher rückte die Kompanie. Schon hörte ich Kommandoworte; zwischen durch das Gebrüll der Geschütze. Und nun: hoch lebe der Kaiser!

„Hoch lebe der Kaiser“, hallte es von den afrikanischen Bergen wieder. „Hoch lebe der Kaiser, unser geliebter Kaiser“, hallte meine vor Durst schier verdorrte Zunge.

„Hoch lebe der Kaiser“, sprach meine schwarze Gefährtin mechanisch mir nach.

Da brachte von der eben erklimmten Höhe ein Schuß von deutscher Hand . . . Ein kurzes Stöhnen und Aninus, mein treuer Gefährte, stürzte, in die Brust geschossen, vor mir nieder.

Sie, die mich aus den Händen der Ihrigen erretten wollte, mußte durch die Kugel meiner Landsleute fallen!

Ein namenloser Schmerz überwältigte mich und inmitten meiner Verzweiflung brach das Fieber aus, das in meinen ermateten Gliedern gesteckt hatte. Ich blieb schließlich neben Aninus' Leiche wie tot liegen. So fanden mich die deutschen Soldaten und nahmen mich mit sich. Als ich zu mir kam, befand ich mich in Windstille, eine barmherzige Schwester saß an meinem Bette.

„Durchgerungen!“ sagte sie mit gütigem Lächeln: „jetzt wird es bergauf gehen, aber lange hat es gedauert, bis Sie zur Besinnung kamen.“ Da erlöste mich ein Tränenstrom aus einer Apathie, der ich nun schon wochenlang verfallen war.

Mein Gedächtnis kehrte zurück, ich wußte, Aninus sehte und niemals würde ich mein treues Mädchen wiedersehen. —

Zu den kämpfenden konnte ich mich noch immer nicht gesellen. So brannte mir auf der Seele, daß alle Mann sich zur Verteidigung deutschen Gutes stellen konnten, während ich ermailet auf einem Liegestuhl lag. Die Schwester tröstete mich, bald würde auch ich hinaus können, meinte sie und ich glaubte ihr so gern.

Eines Nachts träumte ich von Aninus. Mit ihren großen Augen sah sie mich klagend an und bittend erhob sie ihre Hände. „Herr,“ sprach sie, „gehe heim, geh fort von hier, bald — bald — du darfst keine Hand gegen mein Volk erheben. Sie alle sind meine Brüder und meine Schwestern, kein Leid darfst du ihnen antun.“

„Nein, ich durfte auch nicht kämpfen, ich durfte nicht, und sollte ich auch feige von dornen schleichen. Ich wußte, wodurch Aninus gestorben, meine Seele sollte keine Sünde auf sich laden.“

In diesem Sinne sprach ich mich mit der Schwester aus. Sie begriff mein Empfinden, aber meine deutschen Freunde lachten über mich. Was hatte ich denn zu klagen, was war ein schwarzes Mädchen wert? . . . Ich aber wußte es, nie würde ich wieder einer Menschensee begegnen, die so voller Liebe und Treue wäre, wie es Aninus gewesen.

Als ich endlich auf dem Verdeck des Schiffes stand, das mich heimwärts tragen sollte, wehte ich meiner toten Freundin noch einen Gruß zu. In mir sprach es:

„Nabe lauft, mein treuer Kamerad, ruhe lauft, meine liebe, Weine, durch deutsche Hand gefallene Aninus!“

## Strandwanderungen.

Ein Kapitel zur Reisezeit von Arthur Melker.

(Nachdruck verboten.)

Wo in der Zeit der Reisevorfriede und des Planschmiedens ein frühlicher Streit geführt wird um die Frage, ob dem Aufenthalt im Gebirge oder jenem an der See der Vorzug zu geben sei, werden wir oftmals bei denjenigen, die in ihrer Höhersehätzung die Gebirgswelt auf Kosten der Meeres- und Strandwelt auszuspielen suchen, der Behauptung begegnen, eine Reise ins Gebirge sei schon deshalb empfehlenswerter, weil wir dort durch Wanderungen uns einen ständigen Wechsel von landschaftlichen Eindrücken und somit in unserer Naturfreude eine feste Abwechslung zu schaffen vermöchten, während wir bei einem Aufenthalt an der See mehr oder minder an eine Stätte gefesselt seien.

Solchen Gebirgsenthusiasten rufe ich zu: Was ihr habt, kann ich auch haben, und obendrein noch mit dem Vorteil, daß es

mir dort, wo ich es suche, bequemer zufällt. Ihr müßt die See besuchen als Strandwanderer, nicht als Gäste eines Badeortes! Und nachher will ich euch fragen, ob ihr auf eure Reisen gekommen seid, nachdem ihr — und sei es auch nur einen kleinen Sommertag hindurch — wirklich am Strande gewandert seid. Ihr werdet vielleicht erwidern, es sei immer, oder doch im wesentlichen, das gleiche Bild gewesen, das ihr zu sehen bekommen habt; den Strand, die Dünen und das Meer.

Gewiß, mehr oder minder ist es die gleiche Landschaft, die sich euch bei solchen Strandwanderungen zeigt. Indessen, man muß nur zu sehen verstehen! Jede Strandlandschaft, gleichviel ob an der Ost-, an der Nordsee oder an einem sonstigen Meere, ist von so deutungsvoller Symbolik, daß keine Gebirgslandschaft sich darin mit ihr zu messen vermag; aus dem einfachen Grunde, weil bei dieser die charakteristischen Vorbedingungen dazu fehlen.

In der Strandlandschaft berühren sich zwei Weltreiche der Natur: das Reich des Wassers und das Reich der festen Erde. Der Weg des Strandwanderers führt daher immer auf einer Grenze entlang.

Ich bin diesen „Grenzweg“ oftmals gegangen; jedesmal mit erneuter Freude. So auch heut. —

Sei mir willkommen, schöner Sommermorgen an Sügensküste! Die Sonne ist bereits vor einer Stunde emporgehoben drüben hinter der Greifswalder Die, und läßt die Lichtbewegten Meeresfluten wie flimmerndes Silber aufleuchten. Die Natur atmet noch den feischen Rauch der unberührten Kräfte an . . . Wolkenlos, in mattem Blau, spannt der Himmel sich aus über den herrlichen Buchenwäldern der „Granitz“. — Bald sind die letzten Häuser von Göhren hinter mir, und ich wandere am Strande entlang auf Thießow zu. Es ist alles um mich her Einsamkeit und Stille, und durch diese Stille glaube ich die Melodie der Jahrtausende zu vernehmen, die über diese Küste dahingewandelt sind — die Melodie der Unendlichkeit. Sie hat sich hier ungehört ausklingen können. Der kleinliche Lärm, der wichtigsten Spektakel der Menschenwelt — sei es der Welt der einzelnen oder derjenigen der Völker — sie sind verwehender Klang für die große Welt der Einsamkeit, durch welche die Melodie der Jahrtausende hinhint — die Melodie der Meereswellen.

Es ist etwas Geheimnisvolles um dieses Lied, das die Wellen am Strande singen, anrollend in gleichmäßigem Takt. Eine räthselhafte Stimme! Will sie uns von allerlei Wundern erzählen, welche verborgen sind in der Tiefe, verborgen in der „urthellen Meerestiefe“, wie es in einem stimmungsvollen Gedicht Wilhelm Jensens heißt?

Ein einzelnes Fischerboot zeigt sich am Horizont; sein braunes Segel hebt sich gegen das Firmament ab wie unbewegt. Eine Täuschung nur. Denn nach einer halben Stunde des Weiterwanderns schon ist es mir aus den Blicken verschwunden. Nichts täuscht bei solchen Strandwanderungen mehr wie Entfernungen. Sie werden fast stets zu kurz abgeschätzt, denn unsere Wegstrecke folgt jeder Ausbuchtung und jeder Biegung des Strandes und läßt uns so das Ziel, das uns bei dem ungehinderten Ausblick meist schon bei Beginn der Wanderung wie greifbar vor Augen liegt, erst auf Umwegen erreichen.

Aber diese Umwege sind mir nichts weniger wie unwillkommen. Genieße ich doch die Strandlandschaft um so längere Zeit, und das kann mir nur erwünscht sein. Gewiß, die Gebirgsenthusiasten haben schon recht: es ist stets das gleiche Landschaftsbild, aber es ermüdet mich nicht. Denn es ist auch kein Bild ohne Leben. Möwen begleiten mich. Welch anmutige Kraft wird lebendig in dem Flug dieser Strandbewohner, dieser echten Kinder des Meeres und der Freiheit!

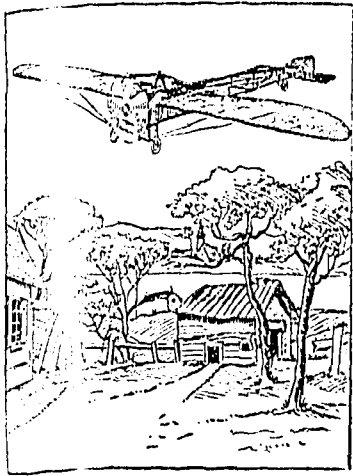
Es wird ein heißer Tag werden. Schon jetzt hat die Sonne die Herrschaft, aber ein lustiger Wind, die Glut ihrer Strahlen mildernd, weht meerherüber, und so ist alles um mich her nicht nur in Licht und Helle getaucht, sondern im Gegensatz zu den schwülen Bergwanderungen, an einem solchen Tage berührt es mich zugleich mit einer belebenden Frische.

Um die achte Stunde bin ich in Lobbe; es ist etwa auf halbem Wege zwischen Göhren und Thießow gelegen. Ein echtes Fischerdorf! Die Häuser noch jämlich mit Stroh gedeckt, mit tiehanger den Dächern und hohen Giebeln. Ein Fossil im Strandwind.

Ich finde ein freundliches Gasthaus vor und eine gute Wirkung darin. Das Gasthaus noch in durchaus ländlichem Stil. Von einem geräumigen Vorplatz unter schattigen Bäumen bietet sich mir über die Dünen hinweg der Ausblick auf das sommerglühende Meer. — Wenn der Aufenthalt an der Küste durch Konzerte und das Menschengewühl auf den Strandpromenaden verleidet ist, mag hierherkommen; von allen diesen Dingen findet er hier nichts. Die Stille nur und die Strandensamkeit sind hier zu Hause. Freilich, wer kann sich dieser beiden nicht recht freuen in unserer naturfremden Zeit? Ich habe in

einer einsam-schönen Kindheit und ersten Jugend mich hinein-  
gehört in das Wesen der Natur. In jener Zeit klang mir die  
Stimme der Einsamkeit im Rauschen des mächtigen Waldes,  
hinter dem Wogengetöse des Meeres. Es ist die gleiche Melodie  
... das Lied der Jahrtausende, die Melodie der Unendlichkeit.

Sezierbild.



Wo ist der Flieger?

Drinnen im Binnenland  
hat der heiße Tag ein Ge-  
witter zusammengebracht, und  
als ich am Nachmittage von  
Thieshow meinen Strandweg  
zurückwandere, zeigt sich schon  
drohendes Gewölk. Die schon  
geneigte Sonne wirft durch  
Wolkenspalten breite Schlag-  
lichter über die graugrün ge-  
färbte See, die unter dem  
stärker einsetzenden Winde sich  
in prächtigem Wellengang  
zeigt. Nun ist die Einsamkeit,  
die mich umgibt, eine andere  
wie jene am Vormittage. Es  
ist die Einsamkeit einer ver-  
frühten Dämmerungsstunde.  
Nicht minder schön!

Noch ehe ich Lobbe, wo  
ich die Nacht hindurch zu blei-  
ben gedanke, erreicht habe,  
fallen die ersten Tropfen.

Trüben auf Wölkern zu weicht schon der Regen in Güssen den  
Strand, dessen Konturen sich in dem grauen Nebelschleier vor  
meinen Blicken verwischen. -- Ich muß eilen.

Da sind die ersten Häuser von Lobbe. Noch einen Blick auf  
Strand und Meer, ehe ich in den ins Dorf hinein führenden  
Hohweg einbiege. -- Eine Möwe fliegt dicht über mir hin,  
meereinwärts, mit kurzem Schriallaut. Leuchtend weiß hebt sie  
sich ab gegen die verdunkelte Wasserflut. -- Der letzte Vers  
aus Dr. Ligraths schönem Strandgedicht fällt mir ein:

„Und eine Feder fällt  
Herab, daß diesen Tag  
Ich Strand und Meereswelt  
Damit beschreiben mag!“

### Die Phantasia des Dichters.

Von Walther Kabel. (Nachdruck verboten)

Man das künstlerische Genie machen die selbstgeschaffenen Ge-  
halten und Situationen den Eindruck voller Wirklichkeit.  
Diese Folge einer überaus regen Phantasia hat sich bisweilen in  
ganz eigenartiger Weise geäußert. Nämlich komisch berührt es,  
wenn Dackländer in seinen Erinnerungen schreibt: „Regel-  
mäßig mußte ich einen Freund bitten, mir bei der Arbeit Gesell-  
schaft zu leisten, sobald ich beabsichtigte, eine phantastische Ge-  
schichtergeschichte zu schreiben. Denn allein überfiel mich stets  
ein solches Grauen, daß ich oft vor Unruhe aus dem Zimmer auf  
die Straße gestürzt bin.“

Ähnlich erzählt der Schriftsteller Flaubert, er habe bei Ge-  
legenheit der Schilderung von Emma Bovarys Vergiftung einen  
so deutlichen Arsenitgeschmack auf der Zunge verspürt und sei selbst  
so richtig vergiftet gewesen, daß er sich zweimal übergeben habe.  
Turgenejew wieder erzählte Freunden, er gehe so in der Rolle  
seiner Helden auf, daß er denke, spreche und gehe wie sie. So  
habe er, als er „Vater und Sohn“ schrieb, lange in der Art wie  
Bassjerow gesprochen.

Voltaire wurde dadurch ein entschiedener Gegner der Todes-  
strafe, daß er einmal die letzten Stunden eines zum Tode Ver-  
urteilten sich ausmalte und in einer seiner Schriften dann fest-  
legte. Diese Schilderung der Seelenqualen des dem Tode Ge-  
weihen erschütterte ihn tief, und in seinem nächsten Briefe an  
seinen Freund Friedrich den Großen machte er diesem allen  
Ernstes den Vorschlag, die Todesstrafe in Preußen abzuschaffen.

Als Dickens seine Erzählung „Silbersterglöden“ vollendet hatte,  
schrieb er, dieselbe hätte ihm so viel Kummer und Gemütsbe-  
wegung verursacht, daß er sich eingeschlossen hätte, um niemandem  
seine verweinten Augen zu zeigen.

Ähnlich Heinrich von Kleist. Dieser war über das tragische  
Schicksal seiner Heldin Penthesilea sehr betroffen. Als er das  
Stück fertig hatte, klagte er einem Freunde unter Tränen:  
„Sie ist tot!“ und tat dabei, als ob er ein heißgeliebtes  
Weien verloren hätte.

Der Franzose Balzac wieder sprach von den Personen seiner  
„Comedie humaine“ so, als ob sie seine intimsten Freunde wä-  
ren, tadelte und lobte ihre Handlungen und sagte von einigen:

„mit denen kann man nicht verkehren“, so daß seine Bekannten  
ihn bisweilen für geistesgestört hielten.

Goethe äußerte einst zu Schiller, als er gerade auf der Höhe  
seines Ruhmes stand, er wisse nicht, ob er noch eine wahre Tra-  
gödie zu schreiben imstande sei. Er fürchte die damit verbundenen  
Aufregungen, denen sein Nervensystem nicht mehr gewachsen sei.  
Als er mit dem Entwurf zu „Hermann und Dorothea“ beschäftigt  
war, und die schöne Szene zwischen Hermann und seiner Mutter  
unter dem Birnbaum zum erstenmal in Schillerschen Kreise  
vorlas, quollen ihm die Tränen aus den Augen hervor.

Lewis Wallace, der bekannte Verfasser von „Ben Hur“, jenes  
zu Christi Zeiten spielenden Romanes, soll durch das eingehende  
Bibelstudium, das er für sein Werk brauchte, und durch die eigenen  
hochpoetischen Schilderungen derart ergriffen worden sein, daß  
er, der bisherige Freigeist, plötzlich der religiöseste Mensch wurde.

Dagegen übten die dichterischen Gestalten des modernen fran-  
zösischen Schriftstellers Gaston Pellerelle eine ganz andere Wirkung  
auf ihren Erschaffer aus. Pellerelle, der verlobt war, zeichnete  
in seinen Romanen und Novellen mit Vorliebe Frauengestalten  
mit rätselhaften, in Eitelkeiten und Außerlichkeiten aufgehenden  
Charakteren. Leider sollte dieses Vertiefen in die Schattenseiten  
der Frauenherzen seine Ansichten von der holden Weiblichkeit  
überhaupt derart beeinflussen, daß er ein vollständiger Weib-  
feind wurde, keiner Frau mehr etwas Gutes zutraute und an  
diesem Grunde sogar seine Verlobung löste, Frankreich verließ  
und nach Newyork übersiedelte.

Auch Walter Scott, der sonst ein sehr kühler Geist war, spielte  
seine Phantasia in ihrer höchsten Erregung einmal einen Streich,  
der den Dichter beinahe ins Irrenhaus gebracht hätte. Er schrieb  
gerade für seinen verstorbenen Freund Byron einen begeisterten  
Nachruf, als er plötzlich in den Falten seines Vorhangs des Toten  
Gesicht zu sehen glaubte. Hierauf entspann sich zwischen der  
Erscheinung und Scott eine lebhafteste Unterhaltung, deren Inhalt  
der Dichter am Abend wörtlich im Freundeskreise wiederholte,  
wobei er mit größter Bestimmtheit behauptete, Byron sei ihm  
tatsächlich als Wesen von Fleisch und Blut erschienen. Als ihm  
allgemein widersprochen und ihm das Unmögliche eines solchen  
Vorganges klargemacht wurde, geriet er in solche Erregung, daß  
seine Freunde ihn schleunigst zu einem Nervenzurzte brachten.  
Dieser gab Scott ein Beruhigungspulver und erklärte ihm auch  
mit überzeugender Beredsamkeit, wie einzig und allein das inten-  
sive Erinnern an Byrons Person bei Niederschrift jenes Nachrufs  
die Sinnesstörung hervorgerufen habe. Am nächsten Morgen,  
nach ruhig durchgeschlafener Nacht, soll der Dichter selbst seine  
„Geisteserheer!“ belächelt haben.

### Unsere Bilder

Ein niederländisches Heimatmuseum. Anfang Mai wurde in dem  
Niederbörge Bergen bei Celle ein Dorfmuseum eingeweiht, das aus einem  
alten, strohgedeckten Bauernhaus aus dem Jahre 1809 besteht. Es wurde  
von dem vor einigen Jahren in Bergen gegründeten Heimatverein, der sich  
aus allen Schichten der Bevölkerung des Kirchspiels (etwa ein Dutzend  
Dörfer) zusammensetzt, gekauft und zu einem Museum eingerichtet. Das  
Zanere des Hauses zeigt ein Bauernheim aus den Befreiungskriegen mit  
reichhaltigen geschichtlichen Sammlungen. Auch kulturhistorisch wertvolle  
Funde aus der Stein- und Bronzezeit befinden sich in dem Lebens- und  
nachschmensewerten Bauernmuseum.

Der kleine Wanderer. Sicherlich ging dem kleinen Mann des alten  
Wandabender Voten lustig gereimte Reisegeschichte „Wenn jemand eine Reise  
tut, so kann er was erzählen“ durch den Blondkopf, oder er hat ältere Ge-  
schwister, die dem „Wandervogel“ angehören, und möchte's ihnen nun gleich-  
tun. Die schönen Sommertage mit ihrem Rosen- und Lindenduft haben  
in ihm die Reiselust geweckt, so daß er nun mit Ranzen und Steden  
dahinwandert. Und das Wichtigste, das zum Wandern gehört -- außer  
dem wohlgefüllten Ranzen natürlich --, hat er auch, das sieht man dem  
Nirfischen an, er ist auf die Wandererschaft gegangen nach Eichendorffs  
Rezept: „Recht lustig sei vor allem, wer's Reisen wählen will.“

Die historischen Gebäude der Breslauer Jahrhundertausstellung.  
Breslau, das im Mittelpunkt der Freiheitsbewegung von 1813 stand, bei  
zur Erinnerung an die große Zeit eine Jahrhundertausstellung veranstaltet:  
sie besteht aus einer großen Ausstellung von Erinnerungen und Denkmalen  
seitens aus dem Befreiungskrieg, an die sich historische Gärten anschließen,  
ferner aus einer Kunstausstellung, aus einem Freilichttheater, einer Garten-  
bauausstellung und einem Vergnügungspark. Der Schwerpunkt der Bres-  
lauer Ausstellung liegt in der historischen Abteilung. In der mächtigen  
Festhalle, die fünftausend Personen faßt, wird Gerhart Hauptmanns Jahr-  
hundertfestspiel, von Max Reinhardt inszeniert, seine Uraufführung erleben.

Zur Eröffnung der Kaninchenfarm in Berlin-Schöneberg. Um den  
Kampf gegen die Fleischsteuer energisch aufzunehmen, hat die Stadt  
Schöneberg eine Kaninchenfarm eingerichtet. Den Fuchlen werden die  
Parzellen, eingezäunt und mit Brunnen versehen, kostenlos überlassen,  
dafür verpflichten sie sich, wenigstens 240 schlachtreife Kaninchen jährlich zu  
züchten und der Stadt zu verkaufen, die sie in der städtischen Fleischhalle

zum Verkauf an das Publikum bringt. Die über die Anzahl von 240 Stück geschickten Maninchen darf der Käufer in keinem Haushalt verbrachten. Der Verkauf ist bereits eröffnet worden. Unsere Ausnahme führt uns mit freudlichen Zügen ein Bild dieser neuen Einrichtung vor Augen; wir sehen Familienglied mit der praktischen Lösung einer für viele Tausende wichtigen Existenzfrage verknüpft und können uns nicht nur daran, sondern auch an der gleichzeitig geschaffenen Gelegenheit zum freien Naturaufenthalt, zu gesunder Bewegung und Erholung freuen.



„A: „Dah du jeh lantter Tiere makt, wo du esch dort ohne Verdränktunge hantest?“  
B: „Ja, weicht du, da in die eierförmig meiner Frau hantet daran und eierlich Nähe zu hantet male ich lieber.““

in Triumph beharlichen Eiermutes. Was die Hauptsache ist: das kleine Stück - Franz Hervey nennt sich der Verfasser - ist nicht übel geschrieben, die Sprache stoll, die einzelnen Szenen sind nicht unwillkürlich angedeutet.

**Karl Eduard Siecht**, Dombauingenieur in St. Gallen, tritt nach dreißigjährigem Weesen in den Ruhestand. Er ist als Tagelöhner und komponist ineblicher Musik weit bekannt. Von seinen großen Kompositionen sind die bekanntesten die Salve Regina Messe, Missa Solennis, die Legende von der hl. Cecilia und eine deutsche Messe. Bei den großen Gesangs- und Musikfesten wurde Siecht fast immer als Preisrichter zugezogen.

**Der Mauersegler**, den wir vom 1. Mai an bis zum August unter gelendem Geleide durch die Straßen unserer Städte jagen oder die Spinnen aller abkaltende umfliegen sehen, hat ein einfarbig rauchbraunschwarzes Gefieder mit schwarzgrünem Erzschimmer, der am stärksten auf Mantel und Schultern hervortritt. Kopf und Kehle werden durch einen rindlichen weißen Fleck geziert. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß lichtbräunlich. Er ist weit verbreitet; man findet ihn von Skandinavien an bis Malaga in allen Ländern Europas, ebenso in dem größten Teile Nord- und Mittelasiens. Den Winter verbringt er in Afrika und Südindien. Er tritt mit merkwürdiger Regelmäßigkeit bei uns ein, gewöhnlich am 1. oder 2. Mai, und verweilt hier bis zum 1. August. Es ist nicht schwer, den Mauersegler zu erkennen. Seine Bewegungen, sein Gebaren, Weesen und Treiben sind gänzlich verschieden von denen der Schwalben. Er ist wie keine Verwandten ein im höchsten Grade lebendiger, unruhiger, bewegungs-süchtiger und stüchtiger Vogel. Sein Reich ist die Luft, in ihr verbringt er heutzutage sein ganzes Leben. Der Vistort wird je nach den Umständen gewählt, bald sind es Kirchtürme und andere hohe Gebäude, in deren Mauerhöhlen er sein Nest anbringt, oder Baumhöhlen verschiedenster Art. Auch, höchstens drei sehr langgestreckte, fast walzenförmige und an beiden Enden ungefähr gleich zugerundete Eier bilden das Gelege. Das Weibchen besetzt allein und wird währenddem von dem Männchen gefüttert. Die Jungen werden von beiden Seiten gezt, wachsen aber sehr langsam heran und brauchen mehrere Wochen, bis sie flugbar sind.

**Die Göttinger-Brücke im südlichen Voigtland, das großartigste Brückenbauwerk Sachsens.** Die Brücke wurde in den Jahren 1846-1851 unter der Leitung des Ingenieurmajors Wilske mit einem Kostenaufwand von 6 630 000 M. erbaut. Sie besteht aus 80 Bogen, hat eine Länge von 771 m und eine Höhe von 77,8 m.

### Allerlei

**Folge.** „Seit mein Pepi, dieser Schlingel, im Buchhalterunterricht er-lahren hat, daß es ein Geheh der Trägheit gibt, ist er noch sanfter als zuvor!“  
**Antwort.** „Galle: „Du, hör mal, Lucie, ich würde es nicht länger, daß dir der Komiker vom Stadttheater so unverschämte den Hof macht!“  
„Aber Karl, wer wird einen Komiker ernst nehmen!“

**Eine verführerische Frau.** „Ach bitte dich, lieber Mann,“ sagte eine Dame zu ihrem ährent redseligen Gatten, „brich doch nie mehr in Gesellschaft von mir. Wenn du Gutes von mir sagst, so glaubt es niemand. Sobald du aber Schlechtes, so wird man es nicht nur für wahr halten, sondern auch noch vergrößern.“

**Verdammte bei den Hindus.** In manchen Gegenden Südostasiens reden die Brahmanen bei der Begräbnisfeierlichkeit die Elemente mit folgenden Worten an: „Erde, dir empfehle wir unsern Bruder; aus dir ward er gebildet, durch dich ward er erhalten und zu dir kehrt er zurück. Feuer, in heiliger Ansprache auf unsern Bruder in seinem Leben; er bestand durch

deinen Einfluß, in der Natur, die übergeben wir keinen Körper, du Sinnbild der Reinheit, möge dein Geist geläutert werden, ehe er eintritt in den neuen Zustand des Seins. Luft, so lange der Hauch des Lebens währte, atmete unser Bruder durch dich; dein letzter Hauch ist nun verweht, die übergeben wir ihn. Wasser, du trugst zum Leben unseres Bruders, du warst eines der erhaltenden Elemente. Seine Überreste sind nun zerstreut, empfangen deinen Anteil von ihm.“

**Früherr Georg von Vinde**, gestorben 1875, ein ausgezeichneter Parlamentarier, hatte einen überaus scharfen und schlagfertigen Wit. Als Vormund minderjähriger Kessen und Nichten, die ein Gut besaßen, besah er eines Tages von dem Obervormundschaftsamt die tügende, aber in der vorigen Jahresrechnung in der vorigen Jahresrechnung sei ein träges Muttereschwein aufgeführt gewesen, in der jetzigen Rechnung hingegen aber keine jungen Schweine. Man fragte deshalb, ob das Schwein geworfen und was aus den Ferkeln geworden sei? Vinde antwortete: das Schwein habe allerdings geworfen, aber auch in derselben Nacht seine Jungen aufgefressen. Man habe es um seine Beweggründe zu dieser Schamthat befragt, allein die unnatürliche Mutter verweigere jede Antwort. Wenn der Vormund, seine Ansicht äußern dürfe, so vermute er, das alte Schwein habe seine jungen Ferkel schütten wollen vor der Gefahr, ebenfalls nach dem Obervormundschaftsamt zu geraten. Das Obervormundschaftsamt nahm den wichtigen Vormund wegen dieser Darstellung in eine Erdrängungsstrafe von zehn Taler, die Vinde mit großem Vergnügen bezahlte.

### Gemeinnütziges

**Grüner Salat.** Eine Schlange treibgarte wird geschält und ge-waschen. Dann kommen zwei veressene Köpfechen Vallisch. Man mengt beides mit Öl, Essig und Salz an und gibt zuletzt etwas saure Sahne hinzu.

**Weiß gezeichnete Fensterbänke** behalten sehr lange ihr gutes Aussehen, wenn sie täglich mit lauem Wasser und Sehlennkreide abgerieben werden.

**Farbige Stoffe** wäscht man niemals in heißem, sondern nur in lauem Wasser und gebe etwas Essig in das Spülwasser.  
**Seim Schneiden von dünnem Holz** dürfen die Zähne der Säge nicht so weit geöffnet sein, wie bei grünem Holze. Bei grünem Holze dagegen müssen die Zähne weit stehen.

**Tränkchen** machen ziemlich im Juli oder August ein zweites Gelege. Der Flüchter lasse es ausbrüten. Er hat dann um die Weihnachtszeit sehr preiswert abzubetende junge Vögelchen.

**Rebholz** bleibt geschmeidig, wenn es von Zeit zu Zeit in Salzwasser ge-waschen und im Schatten getrocknet wird. Nachdem muß man es gut durchreiben.

**Bei Rosenzschäuzen** sollten keine Zusätslagen zwischen Stamm und Pfahl gebracht werden, weil dieselben Unterwuchs für Ungeziefer ge-währen. Das Umbinden geschieht am besten mit dünnen Stricken oder Seil.

#### Sonntags

Was fahrt des Püblers lundige Hand; Da bin über Nade und Nade gerannt. Du leuch, mein Pübler, ab Waffe nicht ein, Es hat mich der Wölde beim Kampf im Gebrang.

Julius Fald.

#### Schachdingen:

- Nr. 82.  
1) K g 6, 1. D d 1. —  
2) K b 1, 2) D f 5 g.  
Der weiße K geht nach g 6,  
dann nach 1. — L h 7  
3) D h 7; kein Matt entst. —
- Nr. 83.  
1) T f 3, L g 8, 2) T f 7. —  
1) L b 1 D, 2) T f 2 f.

#### Wichtige Lösungen:

- H. Marquardt in Zellbach (72).
- E. Göttschewer, Herabheim (71.75).
- G. Meuer in Hermannstadt (78.79).
- H. Schmittall in Zinsheim (78.80).
- F. Krömer in Buchwald (78.79).
- H. Warihaant in Reblen (79).
- H. Gehn in Srovlach (79).
- H. Schambergcr in Kölned, (80).

#### An unsere Leser!

„Und weil ich eben an die Redaktion geschickte Anfragen habe zur Hand, daß wir nur die Namen der Löser von Schachaufgaben zum Vordringen können, begreife ich es nicht möglich, die Namen der übrigen Löser, die stets in großer Anzahl eintreffen, zu veröffentlichen. Die Lösung aller Rätsel erfolgt regelmäßig in der nächsten Nummer. Die Redaktion.“

#### Lösungen aus voriger Nummer:

Der Schwärzer: König, Herr, Mühlstein. — Der Weißer: König, Herr, Mühlstein.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

**Aufgaben.**

A	L	E	S	S	A	N	D	R	I	
F	A	L	S	O	M	U	N	Z	E	
G	A	U	R	L	S	A	N	K	V	
H	O	M	O	P	A	N	T	H	E	
A	B	E	N	D	A	N	D	A	T	
N	I	K	O	L	A	Y	E	W	S	
T	N	S	T	R	U	K	T	I	O	N
S	O	U	T	H	A	M	P	T	O	N
T	U	B	E	R	K	L	O	S	E	
A	K	K	U	M	L	A	T	O	R	
N	E	U	S	P	D	W	A	L	E	S